



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

**P.-: Schauspiel und Schauspieler : zur Charakteristik der
Zeit. 1. : Die Schattenseite.**

1841

Schauspiel und Schauspieler.

Zur

Charakteristik der Zeit.

Paris, zu Ende des Jahres 1841.

I.

Die Schattenseite.

Durchstreift man Paris nach den verschiedensten Richtungen, überall hört man sagen, die Macht des Königthums schwinde dahin! Die Könige der Geburt und des Schwerdtes, stehen hier kaum mehr in Achtung. Täglich schwinden die glänzendsten Herrscher in Politik, Kunst und Poesie dahin, wie die Eintagsfliegen. Auch die Götter, das heißt die Götter unseres alten Glaubens und unserer jungen Jahre, hören auf zu sein. Aber neue Könige sind erstanden, die mehr Anbetung und willigeren Gehorsam finden, als die früheren; andere Gottheiten haben unsern verlassenen Olymp bevölkert, und sie haben ihre frommen Seelen, ihre Tempel und Altäre gefunden. Und wohl gemerkt, die Könige, deren Herrschaft wir uns unterwerfen, zu einer Zeit, wo uns keine menschliche Größe mehr Achtung einflößt, sind die Könige der Schaubühne; wo die erhabensten und heiligsten Lehren keinen Glauben mehr finden, da finden ihn die Gottheiten der Coulissen.

Geht durch die Straßen von Paris, von Wien, von jeder großen Stadt der Christenheit, welcher Gegenstand fällt Euch am meisten auf und fesselt am gebieterischsten Eure Blicke? Es sind dies jene Anschlagzettel von allen Farben, wo in kolossalen Schriftzeichen die Namen des beliebten Sängers, der Modetänzerin, des begünstigten Komikers, verkündet werden. Man wird dringend eingeladen, der Gottheit seine Huldigung zu Füßen zu legen, die heute Abend in ihrem ganzen Glanze thronen wird. Steht Euch in einen jener großen Säle, von tausend Lichtern erleuchtet, wo die dramatische Kunst ihre Drakel ertönen läßt; eine zahlreiche und ausgewählte Versammlung entäußert sich auf einige Stunden ihrer Gedanken,

ihres Herzens, ihrer Sinne und Leidenschaften, kurz, ihres ganzen Seins, zu Gunsten eines Individuums, das in Wahrheit über dieses Reich herrscht, und dieses Volk nach Willkür unterjocht. Der Gott, der von seinem Himmel herabzusteigen geruht, braucht sich nur zu zeigen, und auf jedem seiner Schritte kommt Anbetung und Vergötterung ihm entgegen. Und ist das Fest geendet, und sind die Lichter ausgelöscht, folgt ihm, der so eben noch Halbgott war. Eine glänzende Karosse bringt ihn in üppige Gemächer, wo er stolz ausruht von seinen süßen Strapazen, und Beifall und Ruhm träumend, einschläft. Und damit an diesen, ganz lebensherrlichen Vorrechten nichts fehle, so bezahlt ihm eine fast fürstliche Civilliste reichlich alle ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen.

Fragen wir uns aufrichtig, ob unter den begünstigsten Classen, auf den Höhepunkten der Gesellschaft irgend eine also verschönte und blühende Existenz anzutreffen ist, wie die des Theatermenschen. Umsonst sucht man auf der Stufenleiter der Hierarchie, umsonst in allen Ständen und Lebensverhältnissen, nirgends findet sich ein Beispiel von so viel Gedeihen, Gunst und Genuß. Nicht der General, nicht der Staatsmann, nicht der Rechtsgelehrte, nicht der Professor, nicht der Schriftsteller, nicht der Künstler, genießt ein Loos, das sich mit dem des Schauspielers und Sängers vergleichen läßt. Kein Lebensberuf bietet von Anfang an so glückliche Hoffnungen dar und läßt so wenig Wiederwärtigkeiten befürchten. Ist denn wirklich das Verdienst des Sängers erhabener als alle andern Verdienste? Ist wirklich der Nutzen einer Tänzerin größer, als die Dienste, welche die größten Bürger dem Staate je geleistet haben?

Berechnen wir ruhig, worin besteht im Reiche der Kunst die Geistes- that des Schauspielers und Sängers? Rechnet man einige dieser seltenen dramatischen Erscheinungen hinweg, die, wie Talma und die Malibran, sich in einem Sprunge den schöpferischen Genies gleichstellten, so muß man sich selbst gestehen, ihr Beruf ist ein untergeordneter. Sie übersetzen uns einen Gedanken, der ihnen nicht angehört. Sie machen die geheimnißvollen Schöpfungen des Genies unserm Geiste begreiflich und führen sie unsern Sinnen vor. Wohl! Aber dieser Beruf unterscheidet sie nur wenig von jenem, welcher versteht einen Gedanken aus einer unbekanntem in eine bekannte Sprache zu übertragen, aus einer dunkeln und stummen Form in eine concrete und lebendige. Sie sind ungefähr das, was der Colorist sein muß, der eine ihm gegebene Zeichnung mit Farben überzieht. Ihre Kunst ist nur eine secundäre. Ueber ihnen, weit über ihnen, stehen die ausgewählten Geister, die selbst ein originelles Werk erfinden. Von diesen un-mittelbaren Erzeugern des Gedankens schreibt sich offenbar die erste Ursache unserer Nührung, die uranfängliche Entwicklung unserer Einsicht her. Und

doch wird die Belohnung nur für diejenigen aufgespart, die nur das geringere Verdienst aufweisen können. Man wirft den schwachen Knechten der Kunst Schätze zu, die ihre würdigsten Kinder nicht in ihren kühnsten Träumen für sich hoffen durften.

Ein obscurer Theatercoryphäe wendet bei seinen Belsazer'schen Gelagen Summen auf, die hinreichen würden auf ein Jahr für die bescheidene Haushaltung eines Beethoven, eines Schiller, eines Corneille, eines Mozart! Welcher abgeschmackte Widerspruch!

Die Extreme berühren sich. Ehemals die Parias der Gesellschaft, sind die Schauspieler jetzt ihre Auserwählten. Nicht zufrieden mit der ihnen zugestandenen Gleichheit der Lage und öffentlichen Achtung, verlangen sie Höheres, Außerordentliches. Eine Sängerin von einigem Rufe verachtet den Gehalt eines Ministers oder eines Marschalls von Frankreich, als unter ihrem Verdienste. Schauspieler dritten und vierten Ranges beziehen in Frankreich die Gehalte eines Präfekten, eines Staatsraths, eines Erzbischofs, und sind noch ungehalten darüber.

Ist der Schriftsteller, der für ein verdienstvolles Werk, das die Frucht zahlreicher Nachtwachen ist, eine Verdienstmedaille von 1000 Franken an Werth bekommt, ist der muthige Arzt, der die Stelle der Vorsehung in unsern Spitalern vertritt, der geschickte Beamte, der ein Rad in unserer Staatsmaschine bewegt, der tapfere und unterrichtete Offizier, der sich für einen Gehalt von jährlich 1800 Franken frohen Muthes tödten läßt, ein viel schlechteres Mitglied der Gesellschaft, als die erste Sängerin von Toulouse, oder der zärtliche Liebhaber in Dresden, oder der Intrigant von Stuttgart, die 10 — 15 — 20,000 Franken jährlich einnehmen, dafür, daß sie falsch singen und die Verse unserer größten Meister radbrechen.

Gehen wir der Quelle des Mißbrauchs nach! Ein Sänger, dem die Natur ein biegsames, helltönendes und umfangreiches Organ gegeben hat, lernt einige Zeit in der Schule lesen, worauf man ihn in einen Auschnittladen, in eine Buchdruckerei als Lehrling, oder, wenn es hoch kommt, einem Schulmeister als Gehülfe beigibt. Hier hat er Zeit den Tag über zu trällern, und die Gassenhauer und Trinklieder vom „Gold welches nur eine Chimäre ist“, und von dem „Trobador, der da folgt der Prinzessin Spur“ u. s. w., nach Belieben zu singen. Dabei agirt er mit der Elle, mit dem Winkelhacken, mit dem Bakel. Die Freunde bewundern ihn, sie behaupten er sei zum Theater geboren, und der Ruhm könne ihm nicht ausbleiben. Zwar er kennt keine Note, und er weiß nicht ob man den Ton in der Kehle, im Gaumen oder in der Nase ansetzt. Aber da drüben in dem kleinen Häuschen wohnt ein armer Geiger. Ein Chorist aus dem Theater leiht ihm die Rolle des Fra Diavolo. Der Geiger spielt vor, der

Novize singt nach, und in vier Wochen weiß er die Melodie auswendig. Bald darauf, ohne sonstige Vorstudien gemacht, ohne die nöthige Bildung sich erworben zu haben, ohne Kosten, und fast ohne Mühe, in einem Alter, wo Andere sich noch mit der Aneignung gründlicher, aber unfruchtbarer Kenntnisse abmühen, ist er schon angestellt. Er betritt die Laufbahn, deren Umfang er schon im Voraus ausgemessen hat. Muthig kömmt er hinter den Coulissen hervor. Ein hübscher Junge, wie er ist, weht ihm ein günstiger Wind sogleich entgegen, und Dank seiner einigermaßen wohlklingenden, jedoch oft genug heisern Stimme, kann er von nun an freudig jeden neuen Morgen begrüßen. Er arbeitet wenig, lernt im Schlendrian einige Rollen, und schafft sich sorglos in Freude und Müßiggang eine glänzende Stellung. Seine vollständige Unwissenheit findet man naiv, seine Mittelmäßigkeit gereicht ihm zum Glücke.

Damit vergleiche man das, was sich anderswo auf den Höhepunkten der Wissenschaft, des Gedankens, der Kunst und des Nachdenkens ereignet. Da ist der Horizont nicht so hell, der Himmel nicht so gestirnt. Der junge Gelehrte, nach zehnfach bestandener Prüfung, nachdem er mit Mühe und Arbeit die Universität verlassen, kann meist nur eine niedere Stellung erreichen, einen bescheidenen Posten, wo seine Theorie sehr in die Enge gedrückt wird. Der Dichter, dessen Phantasie die Welt erfasst, und der in wenigen Zeilen die Schätze beider Welten hinstellt, findet kaum sein tägliches Brod. Der Maler, der fünf Jahre lang in dem ewigen Rom alle alten Meisterwerke studiert hat, muß schmachlich seine Zeit mit bestellten Philisterporträten dahinbringen, sonst kann er nicht leben, oder er ist gar gezwungen, sein Talent in Bignetten und in der Lithographie zu vergeuden. So geht es auch dem Musiker und Componisten, und während Literatur und Kunst auf hartem Lager kränkelt und dahinstirbt aus Mangel an Aufmunterung, schwelgt und prastet der Held des Entrecht und der Koulade.

Man hat zur Erklärung, wo nicht zur Entschuldigung aller dieser Ungereimtheiten angeführt, daß dramatische Talente außerordentlich selten seien, und daß man nothwendig die Anforderung solch spärlich gesäeter Verdienste, deren Preis keine Concurrency drückt, befriedigen müsse. Das ist nicht wahr, und blos von den jetzigen Inhabern der ersten Stellen ausgesprengt, die ihren Anhängern, Freunden und besoldeten Correspondenten dieses einblasen, um den Besitzstand zu erhalten, dessen Verlust sie über alles fürchten. Man verlasse die Hauptstädte und durchsuche die Provinzen, namentlich die in Deutschland, und man wird auf jedem Schritte ausgezeichneten Stimmen begegnen, vom hellsten Metall und vom größten Umfange. In diesen glücklichen Gegenden sind die Kristalltöne des Soprans ein natürliches Erzeugniß des Bodens, da sprossen sie wie Getreide und Wein.

Man braucht bloß einige Zeit dort gelebt zu haben, und man wird oft an Sommerabenden, bei klarem Mondschein, zahlreiche Gruppen von Landleuten vernehmen, die die Lust mit tönendem Gesang und harmonischen Accorden erfüllen. Da finden sich vollständig ausgebildete Stimmittel, eingelebte Chöre, die man ohne Weiteres auf der Bühne benutzen könnte.

Mancher Handwerksmann wartet nur auf einen Theaterintendanten, der ihn engagirt, und man kann zwar keinen geistvollen Schriftsteller, wohl aber einen Schauspieler, und besonders einen einigermaßen verdienstvollen Sänger heranziehen. Gäbe man sich nur Mühe, und suchte man den Eifer der Gesangschulen zu beleben, so würde jeder Theaterfürst eine Reihe von Präsumtiverben hinter sich sehen.

Man sollte glauben, die Theaterenthusiasten würden auch die Folgen ihrer Thorheit selbst tragen müssen. Aber dem ist nicht so. Die meisten großen Theater werden nur durch außerordentliche Unterstützungen von Seiten des Staates, des Hofes, der Stände, vor dem Ruin bewahrt, und diese Unterstützungen werden nicht etwa verwendet um die Künste aufzumuntern, das heißt die ausgezeichneten Schriftsteller und Componisten, nicht um den Glanz der Vorstellung zu erhöhen, nicht für reiche Scenerie, nicht für Bequemlichkeit und Eleganz des Saales, nicht für Anstellung eines zahlreichen Personals, sondern einzig um den fünf oder sechs Theaterpasha's ein fettes Einkommen zu gewähren.*)

Es möchte noch hingehen, wenn man sich darauf beschränkte, das Geld der Steuerpflichtigen den Schauspielern nachzuwerfen, das ist nur eine wenig verderbliche Laune, und man könnte ja, streng genommen, unsern Theaterfürsten das königliche Vorrecht, Münze zu schlagen, überlassen. Aber dabei bleibt man nicht stehen. Es war uns vorbehalten, zu Gunsten des theatralischen Verdienstes alle Grenzen der Ehrfurcht und der Vergötterung zu überschreiten. Die faden Madrigale haben aufgehört, sie sind veraltet. Jetzt sind dithyrambische Hymnen an der Tagesordnung, man wirft Kronen, Kränze auf die Bühne, Bivats und das Geschrei enthusia-

*) Man sollte es kaum glauben, was unlängst eine deutsche Zeitschrift publicirte. In Wien, an dem ersten Theater Deutschlands, an einer Anstalt, die vom Staate 75000 Silbergulden zur Unterstützung erhält, wo ein Heldenspieler, dessen ganzes Verdienst eine heißblütige Natur ist, den Gehalt eines kaiserlichen Staatsraths bezieht, dort erhält der Dichter einer fünftägigen Tragödie, die die den Abend füllen muß, 400 fl. als Belohnung, d. h. als vollständigen Kaufpreis. Und in Berlin nur 200 Thaler! An den Hoftheatern in Württemberg, Baden, Weimar ic. nur 50 fl.!! Dafür gehört das Stück für ewige Zeiten der Intendanz, und wenn es auch hundertmal zur Aufführung käme. Und nun erst der Componist!

frischen Entzückens ertönen. Manchmal endet der Jubel mit Bombenschlägen, Freudenfeuern und Kunstfeuerwerken. Für einen Driller, einen Fiftelton, eine Kopfbewegung, erhebt sich der Wahnsinn in seinen siebenten Himmel. Sänger, und besonders Tänzerinnen, sind Fetische geworden, vor denen man die Knie beugt, man schlägt sich verzweifelt wider die Stirn, und bekennt, daß man einem so ausgezeichneten Wesen gegenüber nur ein Wurm ist. Geistvolle Schriftsteller verschwenden ihr Talent von Woche zu Woche, in Phrasen unwürdiger Begeisterung, um einer Eitelkeit zu fröhnen, die sie dennoch nicht sättigen können. Bald gibt es keine Ehre und keinen Triumph, der glänzend genug wäre einen Entrecht zu bezahlen.

Der Götzendienst beschränkt sich nicht auf den Umfang des Schauspielhauses. Auch außerhalb des Tempels streut man dem Gotte Weihrauch. Der Eifer der Gläubigen macht sich da erst recht Luft. Ich weiß nicht, wer der galante Autocrat war, der einer durchlauchtigen Sängerin einen Ehrendegen geschenkt hat. Welch Gefühl mußte bei dieser Nachricht manchen zurückgesetzten wackeren General befallen, wenn er sah, daß man militärische Ehrenbezeugungen also verschwendete.

Vor Kurzem las man in amerikanischen Blättern die Beschreibung der zu Ehren der Demoiselle Eisler veranstalteten Festlichkeiten. Wir konnten daraus lernen, daß wir Europäer in der Tollheit noch übertroffen werden können, und daß die Lächerlichkeit keine Grenzen hat. Eine Tänzerin wird im Triumph, und unter Beifallgeschrei der Menge, durch die Stadt gefahren, es ertönt Freudenmusik, nur durch Kanonensalven unterbrochen, es wird ihr zu Ehren ein Schiff bereit gehalten, das mit den Nationalfarben geschmückt ist, und so geht sie weg, von den Civil- und Militärbehörden begleitet. Wahrlich, ein solches galantes Schauspiel hat der Welt noch gefehlt, und ein sittenstrenges Volk hat es gegeben. Diese Puritaner haben den Gottesdienst der Pirouette bei sich eingeführt, und von ihrer eifrigen Stumpfheit erwachend, fangen sie Feuer für die Reize einer Bajadere. Profaische Philister, zusammengereicht wie die Ziffern eines Additionsexempels, positiv wie die Steinkohle und die Baumwolle, womit sie handeln, sitzen auf dem Dreifuß heidnischer Verzückerung. Sie wollen in ihrem Paroxismus ein Kriegsschiff ausrüsten, um den Gegenstand ihrer Verehrung nach Europa zurückzubringen, weil ein einfaches Paquetboot solch einer glorreichen Sendung unwürdig sei. In der That, sprechen wir es aus, es liegt darin mehr als unschuldige Verkehrtheit, als eine erlaubte Lächerlichkeit, es liegt darin eine empörende Vergessenheit der Menschenwürde, ein Zeichen tief gewurzelter moralischen Verderbens, das vielleicht unheilbar ist.

Eine junge Schauspielerin, deren Talent eher geeignet ist, ruhige überlegte Bewunderung als blindes Entzücken zu erregen, ist diesem fast ende-

mischen Wahnsinn nicht entgangen. In einer Provinzialstadt haben vor Kurzem ihre Bewunderer sich als Postillone verkleidet, und ihr die Pferde ausgespannt. Wenn nun ein Mann von gesundem Verstande diesen ihm unerklärlichen Aufzug gesehen, und gefragt hätte, welchen großen Bürger man da ehren wolle, welchen Vater des Vaterlandes man auf das Capitol bringe, so würde die Antwort lauten:

„Nichts von alle dem! Es ist dieß ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, die mit Recht bewundert wird, wegen der Art, wie sie die Verse Racine's und Corneille's hersagt, und deren edle Einfachheit man durch Ehrenbezeugungen, die ebenso übertrieben als lächerlich sind, zu Grunde richten will.“

Wie soll da ein einigermaßen eitler Schauspieler die Gefahr, sich zu überschätzen vermeiden? Heute muß nicht mehr der Schauspieler dem Dichter, sondern dieser Jenem schmeicheln. Meyerbeer antichambriert bei Duprez, Hugo und Delavigne klopfen bescheidenlich an der Thüre der Herren von der Rue Richelieu, Grillparzer bekomplimentirt Herrn Löwe, Guckow macht Mad. Haizinger seine Aufwartung, mittelmäßige Sänger grüßen aus ihrem Tilbury mit Gönnermiene den genialen Componisten, der zu Fuße geht. Ein italienischer Sänger, der nicht mehr wußte, wohinaus mit seiner Eitelkeit, verlangte den Orden der Ehrenlegion, und wenig fehlte, so hätte Herr Rubini ihn wirklich bekommen. Das Alles ist ernster und richtiger, als man glaubt. Kein Mißbrauch steht allein, er reicht die Hand dem andern und sie verbreiten sich wie electrische Schläge. Das Uebel liegt nicht in den scandälösen Gehalten, in einigen empörenden Ungerechtigkeiten und frevelhaftem Götzendienste, sondern darin, daß die Frivolität einmal auf dem Throne sitzt. Das goldene Zeitalter der Sänger und Tänzerinnen hat die Literatur der Boulevardtheater hervorgebracht, und mit ihr die Legion der Baudeville- und Melodramenfabrikanten, deren unzüchtige Produkte selbst das keusche deutsche Land erobern. Bei so bewandten Dingen muß der Genius zurückstehen, das Talent wird vergeudet, die Oper wird zur Ariette, die Tragödie zum Melodrama, das Lustspiel zur Posse, die Malerei zur Bignette, die Symphonie zum Variationengeklimper. Seit 10 Jahren ist von Seiten der französischen Academie ein Preis ausgesetzt für das beste Drama oder Lustspiel in 5 Acten und in Versen. Aber die Candidaten lassen auf sich warten. Wie sollte es auch anders sein? Wird es der Berliner Preisauschreibung etwa besser ergehen? Wie soll die Kunst gedeihen, wo bloß das Handwerk belohnt wird. Wie will man einem edlen jungen Manne zumuthen, sich aufzureiben an einem genialen Werk voll Poesie und tiefer Gedanken, wo das Resultat in Händen eines Schauspielers liegt, der unbestraft sein Werk vernichten kann, sobald es seinem Naturell sich nicht

anschmiegt? Während er seine Nächte verwendet, um einen neuen „Cid“, „Wallenstein“ oder „Misantrop“ zu schaffen, machen Herr Nestroy und drei Duzend pariser Vaudevillisten ihr Glück.

Es fehlt wenig und wir stehen wieder da, wo Rom in seinen verderbtesten Zeiten war, wo der Cultus der Sinnlichkeit über alles Maas und alle Grenzen der Schaam hinausgegangen.

Wir werden am Ende mit unserer Bewunderung bis auf die Helden des Circus herabkommen, und wahrlich mancher dieser starkmuskeltigen männlichkräftigen Pferdehändler verdient menschlicher unsere Theilnahme als die dünnbeinigen Convulsionen einer tanzenden Phryne. *)

Y—.

*) Wir haben dem Verfasser dieses Aufsatzes sein volles Recht widerfahren lassen, indem wir seine Strafpredigt ungeschmälert hier wiedergeben. Indes glauben wir bei dieser Gelegenheit auf die Worte Schillers hinweisen zu müssen:

— schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang
Des Dichters, nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und, wie der Klang verhallt in dem Ohr,
Berrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis;
Dem Mimen flieht die Nachwelt keine Kränze!
Drum muß er zeigen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbaun — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus. — — —

Anmerk. d. Red.

Lacordaire.

„Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr;
Es soll uns doch gelingen.“

— 46. Psalm. —

Oft schon und vielfach ist die Frage aufgeworfen worden, ob es auch wahr sei, daß der Mangel an religiösem Sinn, an welchem unsere Zeit, nach der Behauptung unserer Glaubenseiferer, leidet, wirklich darin seinen Grund habe, daß die Lehren der Religion im Widerspruche stehen mit den Ideen und geistigen Bestrebungen, welche unsere Zeit hervorgerufen. Wahre Kenner des menschlichen Herzens haben mit einem vielstimmigen Nein diese Frage beantwortet, und um die That dem Worte anzuschmiegen, sieht man von allen Seiten die manigfachsten Bemühungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, und es dem Geiste der Neuzeit anzupassen, fest überzeugt, daß nur die äußere Form und die althergebrachte Auffassungsweise der modernen Richtung widerstrebe. Gerade weil jenes Wesentliche ein ewig Wahres und Unvergängliches, ist seine Wirksamkeit nicht an eine bestimmte Form gebunden; sein ewiger, alles überlebender Geist kann in dem Körper einer jeden Zeit wohnen. Und seien wir auch gegen unsere Gegenwart nicht gar zu ungerecht. Kann die mittelalterliche Lehre in ihrer Naivität und Unbefangenheit in der steifen Form, wie sie noch in den meisten Predigten entgegentritt, auf die zum Theil abgespannten, zum Theil allzu aufgeregten Gemüther unserer Epoche jenen Eindruck machen, den sie früher hervorbrachte?

Die deutschen Protestanten haben einige Männer gefunden, die nach dem obenerwähnten Sinne wirkten, und die innern Beziehungen zwischen Glaube und Welt zu entwickeln strebten, namentlich Schleiermacher, Tholuk u. Katholischerseits sind Görres und der wiener Domkirchprediger Weit zwei Männer, die in Schrift und Wort bedeutende und große Wirkungen auf ihre Kreise geübt und noch üben. Doch haben die Einflüsse aller dieser Männer nicht die augenblicklichen Erfolge, welche der Abbé Lacordaire auf seine Kreise in Frankreich übt. Wenn gleich vom wissenschaftlichen Standpunkte sein Wirken viel oberflächlicher erscheint, so ist es dagegen prakti-